

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Rosenaroma, Duftessenzen und das Drama einer Epoche, in der alles möglich scheint

Sein Vater war noch einfacher Seifensieder, aber der junge Fritz Ribot will hoch hinaus. Mit seinen Ideen begründet er um 1880 ein Imperium, das seine duftenden Luxusprodukte aus Franken bis nach China exportiert. Seine Frau Sophie muss sich jedoch fragen, ob sie Fritz je so wichtig sein wird wie die Firma. Und darf sie zulassen, dass er sich zwischen seine jüngste Schwester Lisette und den Fabrikarbeiter Hans stellen will? Keiner in der Familie erkennt die düsteren Vorboten des Krieges, und niemand ahnt, dass Fritz ein Geheimnis bewahrt, das alles in Frage stellen kann, worauf die Ribots stolz sind, die es so wirklich gegeben hat.

Lebensvoll und authentisch erzählt Bestsellerautorin Sabine Weigand von einer Fabrikantendynastie in Süddeutschland.

»Eine Gründerzeit-Geschichte, die gerade in Start-up-Zeiten viele Leser interessieren könnte.« Michael Rösler-Graichen, *Börsenblatt*

»Berührender Mix aus Spannung und Gefühl.« Anke Gappel, *tina*

Sabine Weigands inzwischen insgesamt neun historischen Romanen liegen wahre Geschichten zugrunde, bei »Die Seelen im Feuer« zum Beispiel die Hexenakten von Bamberg, bei »Die Manufaktur der Düfte« die Aufzeichnungen einer Seifenfabrikantenfamilie in Deutschland.

Für ihren neuen Roman »Die deutsche Lady« fuhr die Autorin nach Schlesien, um das Leben der Daisy von Pless zu erkunden.

Sabine Weigand stammt aus Franken. Sie ist Historikerin, arbeitete als Ausstellungsplanerin für Museen und ist nun freie Autorin und Abgeordnete im bayerischen Landtag.

Die Webseite der Autorin: www.sabine-weigand.de

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Sabine Weigand

Die Manufaktur der Düfte

Roman

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2019

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03670-7

Erstes Buch



Kapitel 1

1845

Mit weitausgreifenden Schritten näherte sich eine schwächliche Gestalt von Süden her dem Städtchen. Es war ein junger Bursche, vielleicht um die zwanzig Jahre alt, mit rosigen Wangen und einem feinen blonden Schnurrbart, wie er gerade Mode war. Der Bursche trug Arbeitshosen aus schwarzem Zwillich, bis zum Knie voller Straßenstaub, dazu ein Leinenhemd, das schon bessere Tage gesehen hatte, und eine gestreifte Weste. Auf seinen blonden Locken saß ein brauner Filzhut, dessen Krempe bei jedem Schritt mitschlappte. Jetzt blieb der junge Mann stehen, lehnte seinen Wanderstock gegen die Schulter und wischte sich den Schweiß mit einem großen karierten Taschentuch von der Stirn. Dann ruckelte er das Felleisen auf seinem Rücken zurecht und steuerte entschlossen auf den Stadtmauerturm zu. Die Uhr über der runden Toröffnung zeigte auf Mittag und erinnerte ihn daran, dass sein Magen knurrte.

Drinne im Städtchen war es ruhig, um diese Zeit saß die Bürgerschaft beim Essen oder ruhte aus. Ein paar Spatzen hüpfen über das Kopfsteinpflaster und nippten mit kleinen, ruckartigen Bewegungen an dem Wasserrinnsal, das in der Mitte zwischen den Häuserreihen dahinsickerte. Der junge Wanderer folgte dem Verlauf der Straße, vorbei an den ersten Wohnhäusern, ein paar geschlossenen Läden und einer schönen Schmiede, in deren Esse noch ein Feuer glomm. Aus einem Seitengässchen kam ihm eine alte Frau mit einem Korb voller Äpfel entgegen; er hielt sie an.

»Gute Frau«, sagte er freundlich in seinem heimatlichen Zungenschlag, »können Sie mir sagen, wie dieses hübsche Örtchen hier heißt?«

Die Alte blinzelte ihn misstrauisch an. »Schwouba«, brummelte sie und tappte dann eilig davon.

Das weiß ich selber, dass ich aus Schwaben bin, dachte der junge Bursche und ging schulterzuckend weiter. Schließlich erreichte er die

Wirtschaft »Zum roten Ochsen« und trat durch die offene Tür. Der Schankraum war leer bis auf drei alte Männer, die an einem runden Tisch Schafkopf spielten. Er grüßte und bekam ein gemeinschaftliches Nicken zurück. »Verzeihung, in welcher Stadt bin ich hier?«, fragte er und bemühte sich, diesmal Hochdeutsch zu sprechen.

»Na, in Schwabach«, antwortete einer.

»Und gibst's hier eine Seifensiederherberge?«

Die Männer berieten sich. »Muss der ›Schwarze Adler‹ in der Hördlertorstraße sein«, kam schließlich die Antwort. »Bist ein Handwerksbursch auf der Walz?«

Der junge Mann nickte. »Seifensieder, Altgeselle!«, sagte er stolz. Dann ließ er sich den Weg zur Herberge erklären, schritt aus, passierte wie beschrieben die Spitalkirche, überquerte die Brücke über das Flüsschen, das der Stadt seinen Namen gab, und marschierte dann auf das gelbverputzte Eckhaus zu, über dessen breiter Eingangstür ein Adler mit aufgespannten Flügeln prangte.

»Name?« Der Wirt, ein Kahlkopf mit ansehnlichem Bierranzen, klappte sein Herbergsbuch auf und tunkte die Feder in ein Tintenfass.

»Ribot«, antwortete der junge Seifensiedergeselle. »R-I-B-O-T. Das kommt aus dem Französischen«, ergänzte er. »Wird aber deutsch ausgesprochen. Philipp Benjamin.«

»Woher?«

»Aus Cannstadt im Württembergischen.«

»Aha.« Der Wirt trug alles mit eingeklemmter Zunge in sein Buch ein. Dann zapfte er wortlos eine Halbe Rotbier und schob sie dem Gast hin. »Bist auf der Durchreise? Oder suchst einen Platz?«

Philipp Benjamin Ribot ließ das kühle Bier seine staubige Kehle hinunterrinnen und wischte sich dann den Schaum aus dem Bärtchen. »Ein Platz wär schon recht«, meinte er.

Der Wirt wiegte den kahlen Schädel hin und her. »Acht Seifensieder haben wir hier am Ort, alles anständige Meister. Aber wer von denen grad Arbeit hat? Hm, ich würd's als Erstes beim Strunz versuchen, in der Nürnberger Straße. Der ist nicht ganz gesund und kann vielleicht Hilfe brauchen. Sag einen schönen Gruß.« Er sah den begehrliehen Blick des Gesellen auf die Räucherwürste, die hinter der Theke von der Decke hingen, schnitt eine ab und drückte sie ihm in die Hand. »Damit du nicht vorher verhungerst.«

Philipp Benjamin Ribot übergab dem Wirt sein Felleisen zur Aufbewahrung und machte sich kauend auf den Weg. Schließlich stand er in einer Gasse vor einem zweigädigen Haus, in das rechts von der Eingangstür ein großes Fenster eingelassen war. Darin lagen schön aufgestapelt verschiedene Seifenstücke, runde Tiegel mit Schmierseife und Kerzen in allen Größen. Über dem Fenster stand in schmalen, hohen Buchstaben: »E. Strunz, Seifen und Lichter«. Ribot klopfte sich den Staub von Hose und Schuhen, gab sich einen Ruck und trat ein.

Im Flur kam ihm ein großer Mann mit schütterem, zurückgekämmtem Haar entgegen, eine stattliche Erscheinung, wenn da nicht die Krücke gewesen wäre, mit der er sich beim Gehen behalf. Ribot nahm den Hut ab und hielt ihn, wie es sich für den traditionellen Gruß gehörte, mit dem linken Daumen an den Stock gepresst. »Grüß Gott, sind Sie der Meister?« – »Weiß nicht anders«, entgegnete Ernst Strunz nach gutem Brauch und Gewohnheit. Dann winkte er seinen Besucher in die Stube und goss ihm einen Becher voll Wein ein. »Trink, Fremder, von wegen des Handwerks.« Das war das Zeichen, dass der junge Geselle Hut und Stock ablegen durfte. Anschließend nahm er dankend das dazulande übliche Meistergeschenk von zwanzig Kreuzern in Empfang.

»Suchst eine Arbeit?«, fragte Strunz und musterte sein Gegenüber durchdringend.

»Ja, Herr Meister«, nickte der junge Ribot und reichte Strunz sein Wanderbuch. »Bin im zweiten Jahr auf der Walz.«

»Wie heißt?«

»Philipp.«

»Kannst auch Lichter ziehen?«

»Und wie«, antwortete der Geselle und warf sich in die Brust.

Strunz durchblätterte das kleine schwarze Büchlein, in dem alle Stationen des bisherigen Wanderlebens seines Bewerbers festgehalten waren. »In Ungarn warst auch schon, hm?«

Ribot nickte. »Und in Österreich, in Wien.«

So ging das Examinieren noch eine Weile weiter, bis der Meister schließlich sagte: »Gut, bleibst da. Holst dein Felleisen, kannst gleich zum Abendessen eintreten.«

»Ich dank auch schön, Herr Meister.« Philipp war erleichtert. Er brauchte diese Stelle dringend, seine Ersparnisse waren schon seit der letzten Station in Ulm so gut wie aufgebraucht.

Am Abendbrottisch lernte Philipp die Meisterin Maria Strunz kennen, eine dicke, breithüftige Frau mit aufgesteckten Haaren und der Andeutung eines Kropfes. »Kannst Frau Mutter zu mir sagen«, erklärte sie großzügig und wies ihm seinen Platz an der schmalen Seite des Tisches zu. Am Herd hantierte derweil ein junges Mädchen in Schürze und Kopftuch und brachte dann mit gesenktem Kopf einen Topf heran. »Meine Tochter Babette«, stellte Strunz sie vor. Das Mädchen knickte stumm; ein Hauch von Röte legte sich auf ihre Wangen.

»Grüß Gott, Babette«, lächelte Philipp und dachte bei sich, dass er noch selten ein reizloseres Ding gesehen hatte. Er war kein Kostverächter, und mit seiner Frohnatur kam er bei den Damen gut an. In fast jedem Städtchen hatte ihm bisher eine nachgeweint, wenn er wieder einmal »fremd« geworden und weitergezogen war. Einmal hatte er auch Ärger bekommen, weil er mit dem hübschen Töchterlein eines ungarischen Seifensiedermeisters angebandelt hatte. Na, die hier würde ihn jedenfalls nicht in Versuchung führen.

Die Meisterstochter schöpfte allen von der Brotsuppe ein. Betty war ein dünnes, fahlhäutiges Ding mit mausgrauen Zöpfen, die unter ihrem Tuch hervorhingen. Nichts an ihr hatte Farbe, und die dunklen Ringe unter den Augen ließen sie kränklich wirken. Beim Stehen zog sie unwillkürlich den Kopf ein und wölbte den Rücken, was ihre Haltung einem Fragezeichen ähneln ließ. Während des Essens wagte sie nicht ein einziges Mal, von ihrem Teller aufzublicken, und sie schwieg beharrlich. Na, das kann ja Spaßig werden mit der, dachte sich Philipp und löffelte hungrig Brot- und Zwiebelbrocken in sich hinein. Zweimal bat er um Nachschlag, bis die Meisterin zu ihrem Mann sagte: »Den kriegen wir nie satt, der frisst uns bald die Haare vom Kopf!«

Am nächsten Morgen um halb fünf stand Philipp auf, wusch sich im Hof am Wasserschwengel und betrat die Werkstatt. Unter dem gemauerten Siedekessel flackerte schon das Feuer, und der Meister humpelte mit einer Wanne voll Talg zur Hintertür herein. »Hab ein verkürztes Bein«, erklärte er. »Und das macht Krämpfe und Schmerzen, mal schlimmer, mal besser. Kann Hilfe gut gebrauchen.« Philipp beeilte sich, ihm die Last abzunehmen und zu der kochenden Lauge in den Kessel zu schütten. Er schnupperte. »Meister, was für Soda verwenden Sie für die Lauge?«

»Selbstgemachte!«, erwiderte Strunz stolz. »Aus Kalk und erstklassiger Holzasche. Schau mal in den Äscher!«

Philipp stellte den Blechbehälter ab, blickte sich um und rümpfte die Nase. Der war ja rückständig! Überall sonst nahm man inzwischen längst künstliche Soda aus Glaubersalz und Kalk. Die hatte ein französischer Arzt namens Leblanc schon vor Jahrzehnten erfunden! Überhaupt sah hier in der Siederei alles ein wenig verwahrlost und verdreckt aus, die Abschöpfkellen waren nicht gereinigt, die Pottasche lagerte zusammen mit den Kalksäcken offen in einer Ecke gleich neben den Wannen mit Schafs Fett, auf dem die Mücken hockten. Da fragt man sich doch, wer hier von wem was lernen kann, dachte der Geselle. Aber er sagte lieber nichts, schürte und rührte lieber fleißig, gab Steinsalz in den Bottich, prüfte die Konsistenz der blubbernden Flüssigkeit und kontrollierte die Festigkeit des Seifenleims. Der Siedeprozess dauerte normalerweise acht bis neun Stunden, meist gelang die Verseifung je nach Stärke der Lauge erst nach dem fünften bis sechsten Sud. Der Meister beobachtete seinen neuen Gesellen derweil mit Argusaugen und nickte hin und wieder zufrieden. »Machst das schon ganz ordentlich«, kommentierte er.

»Darf ich später einmal ins Rezeptbuch schauen?«, fragte Philipp. »Damit ich gleich weiß, was in den Bottich kommt?«

Strunz grinste. »Rezeptbuch, ts! So was brauch ich nicht.« Er tippte sich an die Stirn. »Ist alles hier drin, mein Junge!«

Philipp seufzte in sich hinein. Kein Rezeptbuch, uralte Methoden – das war hier ja wie im letzten Jahrhundert!

Um acht Uhr war Zeit für das Frühstück, serviert von der schüchternen Betty. Es bestand aus einem ordentlichen Stück Brot, das in warme Milch gebrockt wurde. »Meister«, fragte Philipp vorsichtig, »warum nehmen Sie keine künstliche Soda?«

Ernst Strunz verzog das Gesicht. »Neumodisches Zeug«, knurrte er. »Braucht keiner. Meine Lauge ist einwandfrei.«

»Aber«, wandte Philipp ein, »mit der künstlichen Soda wird die Seife schön weiß, nicht mehr so grünlich wie mit der alten Natursoda. Das schaut viel eleganter aus.«

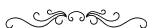
»Elegant, elegant, so ein Schmarrn.« Strunz warf den Löffel hin. »Ich sag dir mal eins, Herr Siebengescheit: Meine Seifen sind weit und breit die besten. Gute Festigkeit, feiner Schaum, sparsam im Ver-

brauch. Ich brauch keinen aufgestellten Mäusedreck, der mir Neuerungen aufschwätzen will. Wenn dir hier was nicht passt, kannst gern wieder gehen.«

Philipp schluckte. »Oh, neinnein«, druckste er. »So war's doch nicht gemeint. Ich hab ja nur gedacht ...«

»Das Denken kannst du ab jetzt ruhig mir überlassen«, brummte Strunz versöhnlich und haute seinem neuen Gesellen auf die Schulter. »Auf! Bis Mittag machen wir noch einen Sud Schmierseife, dann schöpfen wir ab und schütten alles in die Formen zum Austrocknen. Heut gibt's früher Abendessen, weil wir nachts um ein Uhr aufstehen zum Lichterziehen. Das machen wir ab jetzt dreimal die Woche, der Herbst kommt und es wird schon früher dunkel, das ist gut für den Verkauf!«

»Ja, Herr Meister.« Philipp stand auf und trug die beiden Teller zu Betty, die am Spülstein stand und Kartoffeln schälte. »Danke«, sagte er. Sie lächelte ihn verlegen an. »Heut Mittag gibt's saures Kartoffelgemüs«, flüsterte sie und wurde wieder rot. »Meine Leibspeis!«, lachte er, und sie sah ihm nach, als er aus der Küche ging.



Kapitel 2

1849

Vier Jahre bin ich jetzt schon hier, dachte Philipp Benjamin Ribot, als er in einer ruhigen Stunde abends in der Werkstatt seinen Kontrollgang machte. Und was hab ich alles verändert! Die rückständige alte Siederei Strunz hab ich auf Vordermann gebracht – obwohl der alte Meister sich anfangs mit Händen und Füßen dagegen gewehrt hat. Und jetzt ist er froh drüber!

Ja, der alte Strunz war nicht dumm. Er hatte schnell gemerkt, was da in Gestalt des schwäbischen Altgesellen für ein Goldschatz ins Haus gekommen war, und er brauchte auf die Dauer einen Helfer,

sein Bein wurde schließlich nicht besser. »Kannst machen, was du willst«, hatte er nach einem Dreivierteljahr gebrummt, »Hauptsache, du bleibst da.« Das hatte sich Philipp nicht zweimal sagen lassen. Er war ehrgeizig, und die Aussicht, freie Hand zu haben, hatte ihm gefallen. Tatkräftig hatte er die Werkstatt auf moderne Weißsiederei mit künstlicher Soda umgestellt, was die Anzahl der Sude von bis dahin sechs auf zwei verringerte. Die Seifen waren ab da wunderbar weiß und fanden in der Stadt reißenden Absatz. Die nächste Neuerung war die Verwendung von Leinöl als Fettzusatz, damit wurde der Schaum feinporiger und die Seife riss beim Trocknen nicht mehr so stark. Und mit seinen auf der Walz erlernten neuen Siederezepten erreichte Philipp eine Ersparnis von Rohstoffen – aus 50 Kilogramm Talg gewann man nun eine viel größere Menge Seife, nämlich ganze 100 Kilo, die auf zwei Drittel Gewicht eintrocknete und dann in Blöcke geschnitten werden konnte. Mit dem ersparten Geld konnte ein Pferdewagen angeschafft werden, auf dem der alte Meister in die umliegenden Dörfer kutschte. Bald war der »Seifmsieder vo' Schwouba« ein gewohnter Anblick auf allen Märkten im Umland. Das Geschäft blühte, und der alte Strunz rieb sich die Hände.

Und nun, nach vier Jahren, hatte Philipp sich in dem Städtchen mit seinen sechstausend Seelen längst eingewöhnt. Natürlich war Schwabach kein Wien, kein Győr, kein Ulm – aber es ließ sich hier gut leben. Das Schwabenbürschle, wie man den Cannstädter bald nannte, wurde dank seiner schönen Baritonstimme Mitglied im Gesangsverein »Liederkranz« und schloss sich dem Verein der »Privilegierten Feuerschützen« an, wo er die Samstagabende verbrachte. Hin und wieder ergab sich eine kleine Liebschaft mit einem der vielen jungen Mädchen, die in den Nadelwerkstätten der Stadt als Sortiererinnen und Verpackerinnen arbeiteten. Nichts Ernstes natürlich, denn eine Arbeiterin wäre unter Philipps Stand gewesen, und er wollte schließlich hoch hinaus. Er wusste, dass sein Meister keinen Erben, aber dafür eine reizlose Tochter hatte, die nicht als alte Jungfer enden wollte. Und die ihn seit seiner Ankunft in hoffnungsloser Verehrung anhimelte. Möchte wissen, wann beim alten Strunz endlich der Groschen fällt, dachte Philipp und schloss nach seinem Rundgang alle Türen ab. Oder bei seiner Frau.

Und tatsächlich ergriff endlich die Meisterin die Initiative. »Merkst du denn nicht, Mann, dass deine Tochter dem Philipp gut ist?«, sagte

sie eines Abends, als beide nebeneinander im Bett lagen und das Licht gelöscht war.

Strunz kratzte sich unter der Bartbinde an der Oberlippe. »Die Betty?«

»Hast vielleicht noch eine andere?«, fragte Maria kopfschüttelnd. Schweigen.

»Meinst, der tät sie nehmen?« Strunz war sich durchaus bewusst, dass seine Betty keine Schönheit war, und er kannte auch Philipps Beliebtheit bei den Schwabacher Mädchen. Zur Zeit poussierte der freche Kerl sogar heimlich die blonde Adele vom Polizeikommissär Döbelein.

»Mit der Werkstatt schon.« Maria stopfte das lange Ende ihres Zopfes unter das Nachthäubchen und faltete dann die Hände über ihrem dicken Bauch. »Redst mit ihm?«

Schweigen.

Am folgenden Sonntag nach dem Gottesdienst nahm Ernst Strunz seinen Gesellen zur Seite. »Hab was mit dir zu handeln!«

Sie setzten sich auf die hölzerne Bank im Hof, auf der sie manchmal Pause machten. Meister Strunz stellte zwei Gläschen zwischen sich und Philipp und goss aus einem Tonkrüglein bestes Gustenfeldener Zwetschgenwasser hinein. Die Männer tranken.

»Was gibt's?«, fragte Philipp erwartungsvoll.

Strunz holte umständlich ein Taschentuch aus der Hosentasche und putzte sich die Nase. »Weißt ja«, begann er, »dass die Werkstatt keinen Erben hat.«

Philipp nickte bedächtig.

»Tätst sie haben wollen?«

»Schon.«

Strunz schenkte noch einmal ein. »Und weißt auch, dass die Betty dir gut ist«, stellte er fest.

»Auch.«

Die Männer tranken.

»Kriegst die Werkstatt nicht ohne die Betty.« Strunz saugte sich den Schnaps aus dem Bart.

Philipp nickte wieder. »Ist mir recht.«

»Dann schlag ein.«

Damit und mit einem weiteren Schnaps war das Geschäft besiegelt.

Hinterm Küchenfenster, von wo aus die beiden Frauen gelauscht hatten, schlug Betty die Hände vor den Mund, und ihre Mutter tupfte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augenwinkeln.

Gleich am nächsten Tag, es war der 17. August 1849, marschierte Philipp Benjamin Ribot zum Magistrat und reichte ein Gesuch zur Ansässigmachung in Schwabach ein, zusammen mit der schriftlichen Bitte um eine Konzession als Seifensieder sowie die Erlaubnis zur Verheleichung mit Babette Strunz allda. Den drei Ansinnen wurde bereitwillig stattgegeben. Das Aufgebot wurde bestellt und die Hochzeit für Oktober angesetzt.

So trat schließlich Betty an einem regnerischen Herbstmittwoch den Gang durch das Mittelschiff der Kirche St. Johannes und St. Martin an, geführt von ihrem stolzen Vater, der sich für diesen feierlichen Auftritt ohne Krücken mühte. Betty trug ein hochgeschlossenes schwarzes Brokatkleid mit seidenen Bändern und Schärpen, lederne Spangenschuhe und ein Myrtenkränzlein als Kennzeichen der Jungfrauen. Selbst im festlichen Brautgewand hatte sie wenig Anziehendes an sich. Ihr Gesicht war bleich wie eh und je, die Augen dunkel umrandet, das dünne Haar streng aus der Stirn gekämmt und in spärlichen Schnecken aufgesteckt. An der Seite des stattlichen Bräutigams sah sie aus wie das sprichwörtliche hässliche Entlein neben dem Schwan. Natürlich wusste sie, dass Philipp sie nicht liebte. Er nahm sie, weil sie das Geschäft mit in die Ehe brachte. Aber es war ihr ganz gleich, sie wollte einfach nur bei ihm sein, ihn lieben und ehren und für ihn sorgen bis ans Ende ihrer Tage. Glücklich wollte sie ihn machen, und das hatte sie schon getan, in einer heißen Augustnacht droben in seiner Dachkammer. Deshalb entsprach das Myrtengrün auf ihrem Kopf nicht ganz der Wahrheit, und das drückte schon auf ihr Gewissen. Was sie getan hatten, unter den leise knackenden Balken in seinem schmalen Bett, war ihr unangenehm gewesen, geschämt hatte sie sich. So ging das also mit den Männern. Sie hätte das kein zweites Mal gebraucht, aber sie wusste, dass dieser nächtliche Akt in Zukunft zu ihrer Pflicht gehörte, und sie würde dieser Pflicht getreulich nachkommen. Alles würde sie für ihren Philipp tun und noch mehr. Wenn es sein sollte, würde sie ihm jede Nacht mit ihrem mageren Körper, ihren kindlichen Brüsten, ihrem weiblichen Schoß

zu Willen sein. Denn er war freundlich zu ihr und gut. Was hatte ein hässliches Ding wie sie sonst schon zu bieten? Als sie ihm vor dem goldenen Wandelaltar der Stadtkirche das Jawort gab, empfand sie unendliche Dankbarkeit.

Nach der Kirche wurde im Jubelhaus gefeiert, es gratulierten die Freunde, die Nachbarn, die guten Kunden und die Schwabacher Metzger als treue Talglieferanten. Auch die Strunz'sche Verwandtschaft aus Altdorf war gekommen: Ernsts jüngerer Bruder Valentin, der dort ebenfalls eine Seifensiederei betrieb, dessen Frau Irma, die beiden Söhne Wilhelm und Stefan und Tochter Käthe. Beim Mittagessen konnte Philipp nicht anders, er musste immer wieder zur Cousine seiner Frau hinüberschielen. Das war ein Weibsbild! Drall, rosig, mit ordentlich was dran! Und wie sie lachte und mit Appetit ihre Blut- und Leberwürste verspeiste! Ei, so eine, das wär's gewesen, dachte er. Aber die hätt halt keine schöne große Werkstatt mitgebracht, die hat ja einen Bruder, der übernimmt. Und außerdem, so schalt er sich, ist die Betty eine Herzensgute, eine Brave, und fleißig wie ein Bienlein. Mit der war kein schlechter Griff getan.

Trotzdem zog er die Käthe später beim Tanz recht eng an sich, bis seine Schwiegermutter ihn so finster ansah, dass er den ganzen restlichen Nachmittag nur noch mit Betty tanzte. »Freust dich?«, fragte er sie jedes Mal, wenn der Fiedelspieler eine Pause machte. »Freilich«, sagte sie dann, »hab doch jetzt einen braven Mann!«

Nach der Abendbrotzeit verliefen sich die Gäste, und Philipp brachte den Pfarrer zur Tür. Auf dem Rückweg durch den Flur sah er eine kleine Bewegung im Laden und ging hinein. Drinnen stand sein frischgebackener Vetter Stefan und machte sich an der Geldschublade zu schaffen.

»Herrschaftszeiten, gehst weg, auf der Stelle!«, schrie Philipp. »Bestiehlst die eigene Verwandtschaft, bist ja ein sauberes Bürschlein!«

Stefan zuckte zusammen und drehte sich um. »Bittschön, verrat mich nicht«, flehte er. »Sei so gut! Bin eh schon der ärmste Hund.«

Beim Anblick des zitternden Jungen, der sterbensbleich geworden war, packte Philipp das Mitleid. Er schloss die Tür. »Ja sag, warum tust denn du so was?«